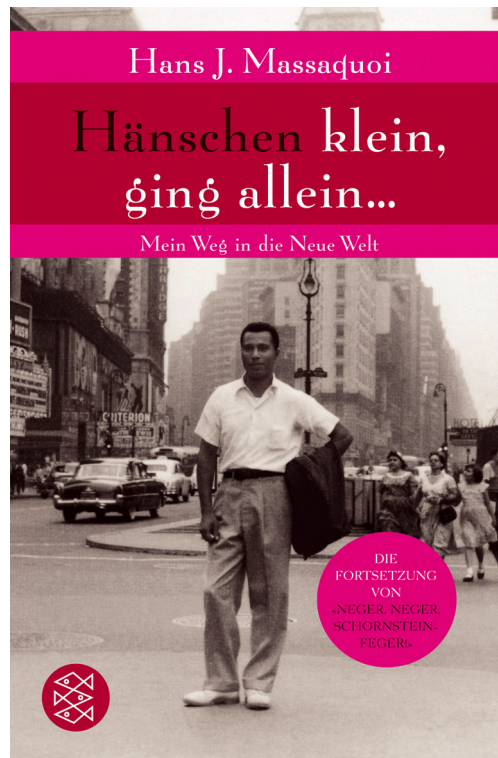


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

H.J. Massaquoi  
Hänschen klein, ging allein...



**Preis € 8,95**

**Preis SFR 16,50**

288 Seiten, Broschur

ISBN 3-596-16420-6

Fischer Taschenbuch Verlag

Aus dem Amerikanischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

Gattung: Autobiographie/Memoir

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2005

Am 21. Juni 1960 trat endlich ein, wonach ich mich sehnte, seit ich mit den ersten afroamerikanischen Seeleuten im Hamburger Hafen Freundschaft geschlossen hatte. Flankiert von zwei Freunden als Zeugen wurde ich offiziell zum Bürger der Vereinigten Staaten erklärt. Da ich damals mit einem befristeten Studentenvisum ins Land eingereist war, statt auf ein Immigrantenvisum zu warten, hatte das Einbürgerungsverfahren in meinem Fall nicht wie normalerweise sechs Jahre, sondern zehn Jahre gedauert. Doch in den zehn Jahren, die ich schon in den Staaten lebte, und eigentlich auch schon davor, als ich mich im besetzten Deutschland als »Ami« ausgegeben hatte, war es für mich ganz selbstverständlich geworden, mich als waschechter Amerikaner zu fühlen. Die eigentliche Verleihung der Staatsbürgerschaft war daher für mich im Grunde nur noch eine leicht absurde Formalität.

Seit dem Tag, an dem ich die rechte Hand hob und diesem Land Treue gelobte, und zwar zum zweiten Mal (das erste Mal bei meiner Vereidigung als Soldat der US-Army), werde ich häufig gefragt, ob ich es je bereut habe, Deutschland den Rücken gekehrt und die Vereinigten Staaten zu meiner neuen Heimat erkoren zu haben, wo doch das Land aufgrund der nach wie vor bestehenden Ungleichheit zwischen Schwarzen und Weißen und anderer Defizite noch weit entfernt ist von dem demokratischen Ideal, das Amerikaner – insbesondere weiße Amerikaner – sich gern auf die Fahne schreiben. Meine Antwort lautet jedesmal ohne Zögern nein. Was nicht heißen soll, dass ich nicht ernsthafte Bedenken gegenüber dem »American way of life« habe.

So fällt es mir nach wie vor schwer, mich mit dem eklatanten amerikanischen Widerspruch abzufinden, der mir schon bald nach meiner Ankunft im viel gepriesenen »Land of the free« auffiel, als das sich die USA in ihrer Nationalhymne rühmen. In keinem anderen Land sind Schwarze grausamer behandelt, stärker gedemütigt und brutaler ausgebeutet worden als in den Vereinigten Staaten. Doch in keinem anderen Land haben so viele Schwarze in allen denkbaren Bereichen, in denen Menschen sich hervortun können, so viel erreicht wie in den Vereinigten Staaten.

Ausschlaggebend für meine Entscheidung, Amerikaner zu werden, waren weniger wirtschaftliche Interessen als vielmehr die Tatsache, dass ich in Deutschland einfach auffällig war wie der sprichwörtliche »bunte Hund«, wie ein Fremder, der sich gegen eine oft feindliche Umwelt durchsetzen musste und dabei allein auf seinen Überlebensinstinkt angewiesen war. In den Vereinigten Staaten gehörte ich augenblicklich zu einer Allianz aus

rund dreißig Millionen schwarzen Brüdern und Schwestern, die eine politische und ökonomische Macht bildeten, vor der nicht einmal die rassistischsten Politiker die Augen verschließen konnten. Solche Bedingungen gefielen mir auf Anhieb.

Diese »Black power« hat vor gar nicht so langer Zeit, nämlich Ende 2002, Senator Trent Lott aus Mississippi schmerzlich zu spüren bekommen. Aufgrund von Äußerungen, die als rassistisch eingestuft wurden, musste er von seinem Amt als Mehrheitsführer, dem mächtigsten Posten im US-Senat, zurücktreten.

Die Misere meiner afrodeutschen Brüder und Schwestern, die in der Bundesrepublik praktisch machtlos sind, weil ihre Zahl relativ klein ist, hat mich in der Überzeugung bestärkt, den richtigen Schritt getan zu haben, als ich im Jahre 1950 das Risiko mit der amerikanischen Demokratie, trotz all ihrer Mängel, einging. Das Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß in den Vereinigten Staaten ist vom Idealzustand noch weit entfernt, aber die über dreißig Millionen Afroamerikaner bilden einen ernst zu nehmenden politischen Machtblock, den kein amerikanischer Politiker einfach ignorieren kann.

Natürlich ist das heutige demokratische Deutschland nicht mit dem totalitären Deutschland vergleichbar, das ich damals während des »Dritten Reiches« kannte. Tatsache ist jedoch auch, dass die Minderheit der Afrodeutschen keinerlei Macht hat, um die Politik mit zu beeinflussen, die ihr Leben bestimmt, und in allen Lebensbereichen vom Wohlwollen der weißen Mehrheit abhängig ist.

Rückblickend kann ich sagen, dass meine bisherige »Ehe« mit den Vereinigten Staaten zwar nicht perfekt, aber gut war. Auch ich bin wegen meiner Hautfarbe Opfer von Diskriminierung gewesen, doch unterm Strich denke ich, dass Amerika gut für mich ist und ich auch gut für Amerika bin. Wir haben sozusagen beide ein gutes Geschäft gemacht. Dieses Land hat mir Möglichkeiten und Aufstiegschancen eröffnet, von denen ich woanders nur hätte träumen können, und dafür bin ich nach wie vor ein guter, loyaler und gesetzestreuer Bürger, der bei allen lokalen und nationalen Wahlen seine Stimme abgibt (in der Hoffnung, dass sie auch gezählt wird!), der Steuern zahlt, seinen Müll trennt und sich auch sonst umweltbewusst verhält, um die Ozonschicht zu schonen und das globale Klima nicht noch mehr zu erwärmen. Außerdem habe ich meinen Beitrag dazu geleistet, dass zwei vorbildliche, gut verdienende

Bürger mehr in Amerika brav ihre Steuern zahlen und sich für die afroamerikanische Gemeinde im Besonderen und das Land im Allgemeinen einsetzen.